Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 48 (1974)

Artikel: Die dreifache Anhängigkeit der Auswirkungen administrativer Pannen
Autor: Guggisberg, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-559256

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fritz Guggisberg:

Die dreifache Abhängigkeit der Auswirkungen administrativer Pannen

Eine Zensurrede

Die vom Bundesrat für die Gymnasien verordnete Gleichstellung des Faches Musik mit dem Zeichnen hat unseren Konrektor, Andreas Müller, den Verantwortlichen für festliche Gestaltung an unserer Schule, auf den Gedanken gebracht, an dieser Stelle einen Musiker zu Worte kommen zu lassen.

Die Bedeutsamkeit der an höchster Stelle getroffenen Entscheidung sei gross genug, um von einem Fachlehrer, der mit der Materie aufs engste vertraut sei, gewürdigt zu werden, begründete Dr. Müller sein Anliegen an mich, ein Anliegen, das ich ihm trotz dem frustrierend Konventionellen seiner Form nicht abschlagen konnte: hat er doch über Jahre hinweg als vorbildlicher Probenbesucher unseres Schulchores und als umsichtiger Lenker meiner Beziehungen zur Schulleitung sein Verbundensein mit der Musik in einer Weise dargestellt, dass mein Misstrauen von Anfang an gering war, und es verkehrte sich vollends in Sympathie, als ich merkte, wie Dr. Müller merkte, dass ich gemerkt hatte, wie froh er war, einen Kollegen gefunden zu haben, der bereit war, an der Maturitätsfeier zu sprechen.

Keiner meines Faches bestreitet die Bedeutsamkeit der neuen Verordnung. Die Notwendigkeit einer Veränderung ist für alle mit der Materie Vertrauten ganz unbestritten. Welcher Stellenwert der Musik neben der Chemie, dem Latein oder der Mathematik zukommen soll, wird freilich jeder mit dem ihm eigenen Bezugsmass abwägen. Der Dichter, dem die Musik Bachs und Mozarts die letzte Sublimierung christlich-abendländischer Kultur bedeutet, wird gewichtiger werten als der formal geniessende Aesthet, der seinerseits grösser misst als alle, die in der Musik nur Erholung und Unterhaltung finden, oder gar als der kühle, allem Musischen indifferent gegenüberstehende Homo faber, für den

die Musik nichts weiter ist als ein konjunkturell aufgeschwollener Konsumartikel, der durchaus zu entbehren wäre. Gerade er aber wird nicht leugnen können, dass der junge Mensch in der Flut der ihn bedrängenden Töne und Klänge einer Führung zu bewusster Wertung und Auswahl bedarf.

Die Reformversuche gehen in die fünfziger Jahre zurück. Exposés wurden geschrieben, die man nicht beachtete, Eingaben gemacht, die ohne Wirkung blieben, Kommissionen entstanden, die erfolglos tagten, und Vorträge wurden gehalten, deren Worte wie ein Luftzug ins Nichts zerrannen.

Im Frühjahr 1968 gab es Verstärkung in der Person von Nationalrat Dr. Louis Lang, der für die Sache eine Kleine Anfrage an den Bundesrat richtete, welche, an die Maturitätskommission weitergeleitet, von dieser ablehnend beantwortet wurde. Dr. Lang und seine Helfer gaben nicht auf. Die Anfrage wurde in ein Postulat verwandelt, und auf dem langen Marsch über Legislative und Exekutive kam man vier Jahre später zum Ziel.

Ich greife zurück und zitiere einen Passus aus der Antwort der Maturitätskommission auf die Kleine Anfrage: «Der Bund ist nur zuständig für Maturitätsanforderungen im Hinblick auf das Studium der Medizinalberufe. Für diese ist die Schulung in visueller Beobachtung und zeichnerischer Wiedergabe von wesentlicher Bedeutung. Daher gehört das Freihandzeichnen zu den vom Bunde vorgesehenen Maturitätsfächern. Anders als das Zeichnen ist die Musik für das Studium der Medizinalberufe nicht notwendig.»

Die Bedenklichkeit dieser Stellungnahme wäre weniger gross, wenn durch sie nur eine notwendige Sache verzögert worden wäre. Betrefflich wird sie durch das offenbare Eingeständnis einer Bildungsvorstellung, die sich nicht die Entwicklung und gegenseitig sich ergänzende Ausbildung aller natürlichen Bewusstseinsformen zum Ziele setzt, sondern die pragmatische Abrichtung des jungen Menschen zu Beruf und praktischer Tätigkeit. Ein Lapsus, dessen Peinlichkeit darum besonders verstimmt, weil er diesem hohen Gremium unterlaufen ist.

Einer meiner Freunde, promovierter Pädagoge und Feuerkopf, stellte damals die unbedingte Forderung nach personeller Veränderung. Er geriet dabei in jenen Zustand engagierter Erregung, den er aus psychohygienischen Gründen von Zeit zu Zeit notwendig braucht, in welchem er mit glühendem Herzen und geblähten Nüstern, mit weitgeöffneten Augen, unablässig an seiner Pfeife saugend, die Anerkennung jedes Sachzwanges verweigert und den Problemen in der Spur der totalen Geraden zu Leibe rückt.

Ich versuchte zu dämpfen, wies ihm seine völlige politische Ahnungslosigkeit nach, brachte ihm bei, warum in unserem Lande bei der Zusammenstellung von Behörden und Kommissionen die altbewährten Spielregeln eingehalten werden müssen, selbst auf die Gefahr hin, dass sich dabei die Qualität der Gewählten vermindert, und glaubte damit den Nachweis von der Unvermeidlichkeit der administrativen Panne gebracht zu haben, forderte aber seinen Widerspruch derart heraus, dass wir unversehens in den Irrgarten soziologischer und politologischer Dialektik hineingetrieben wurden, aus dem nur zwei Wege wieder hinausführten: entweder zur Tagesordnung zurückzukehren oder es auf sich zu nehmen, das Wesen der administrativen Panne und die Abhängigkeit ihrer Auswirkungen mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit zu untersuchen. Wir wählten den zweiten Weg und gaben uns keiner Täuschung hin über die Schwere der uns gestellten Aufgabe. Konnte es doch bei der Gegensätzlichkeit unserer Voraussetzung nicht darum gehen, mit der Panne nur als blosser Erscheinung in vordergründige Konfrontation zu treten. Was wir zu leisten hatten, war nichts weniger als zu versuchen, sie zu begreifen, in mühsamer Kleinarbeit die Panne an sich freizulegen.

Wir erkannten auf Anhieb die drei Faktoren, welche die Auswirkungen jeder Panne bestimmen. Zuerst die Pannenquantität. Sie umfasst im wesentlichen nichts anderes als die messbare Menge des von der Panne betroffenen Kollektivs, die Zahl der Menschen, die von ihr heimgesucht werden.

Zum zweiten die Pannenqualität. Die Intensität ihrer Wirksamkeit hängt ab von der Eigentümlichkeit der Panne, von ihrer Harmlosigkeit oder der Perfidie ihres Charakters, von der Art und Stärke der Herausforderung des Betroffenen.

Die Betroffenen ihrerseits bestimmen durch die Art ihrer Reaktion auf die Panne den dritten Faktor. Finden sie sich zum vorneherein mit ihr ab, so ist die Auswirkung der Panne eine ganz andere, als wenn sie sich gegen sie auflehnen, ihre Wirkung zu verändern suchen oder sich gar an einer Gegenpanne schadlos halten. Dieser dritte Faktor wird bestimmt von Wille und Schwäche, von Trieb und Lustlosigkeit, von Vigilität und Dumpfheit des Menschen, von menschlichen Charaktereigenschaften also, und wir bezeichnen ihn darum als den anthropologischen Faktor.

Beim Vergleich der drei Faktoren entdecken wir sogleich die Unterschiedlichkeit ihrer Dynamik, die völlige Unähnlichkeit ihrer Differenziertheit.

Gegenüber den beiden andern erschien die Pannenquantität von einer geradezu befremdlichen Leichtfasslichkeit. Zur Festlegung ihrer Wertigkeit genügten die Anwendung einfachster statistischer Hilfsmittel und die Kenntnisse elementarster Arithmetik.

Weniger leicht fassbar war die Pannenqualität. Wie wir sie auch in den Griff zu bekommen versuchten, nie gab sie ihre Autonomie preis, immer erwies sie sich als original. Wenn wir auch ab und zu auf zwei Qualitäten stiessen, deren Ähnlichkeit in die Augen sprang, zur völligen Identität kam es nie. Jede bezog ihren Eigenwert aus der unwiederholbaren Konstellation der Stunde, war geprägt vom Stempel der Einmaligkeit, entzog sich der Systematisierung und damit auch unseren Bemühungen ihrer Integration in das abstrakte Substrat der Panne.

War es diese Ungebärdigkeit der Pannenqualität, welche unser Ziel, die Panne schlechthin zu finden, aufs schwerste gefährdete, so wurde dieses unerreichbar, als wir uns dem anthropologischen Faktor zuwandten. Das Hinzukommen des Men-

schen, dem es bestimmt ist, im polaren Kraftfeld zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Liebe und Hass, Geist und Trieb, zwischen dem Mut zur Schöpfung und der Lust zu zerstören sich zu bewegen und seine Stellung dabei dauernd zu verändern – der Einbezug des Menschen als Faktor in den Kreis unserer Ermittlungen bedeutete nichts anderes als die Hinzunahme des Widerspruchs, den Einbruch des Irrationalen.

Es brauchte Selbstverleugnung, um einzugestehen, dass mit der Kausalität allein der Panne nicht beizukommen war, dass unser an Kant und Hegel geschärftes Denkvermögen sich in diesem Falle als unzulänglich erwies, es bedurfte der intellektuellen Redlichkeit, um sich der Einsicht nicht zu verschliessen, dass es die Panne an sich gar nicht geben konnte, dass es nur Pannen gab, unter deren Milliarden, die der Menschheit seit ihrem Bestehen unterlaufen sind, sich keine zwei finden, deren Gleichheit ihrer Essenz gross genug wäre, als dass sich ihre Zeugung durch eine gemeinsame Urpanne schlüssig beweisen liesse.

Der Weg ging jetzt zurück zur Panne als Erscheinung, vom Allgemeinen ins Einzelne, von der Abstraktion ins Konkrete. Unser Verhältnis zur Panne verlor jetzt spürbar an Intimität. Anstatt in sie hineinzuwollen, begannen wir sie zu umkreisen. Mochte sie sich unserm Werben, sie verstehen zu können, beharrlich verweigern, es blieb uns immer noch, sie zu gestalten.

Es war die schöpferische Kraft des bildenden Künstlers in uns beiden, welche uns antrieb, Pannenmodelle herzustellen, plastische Gebilde, dreidimensional in den Raum gestellt, welche Bezug und Abhängigkeit der Faktoren zu- und voneinander ästhetisch zur Darstellung bringen, bei deren Ausführung uns die Dreizahl der Faktoren aufs schönste entgegenkam, weil sie mit den drei Dimensionen des Raumes übereinstimmte.

Als Vorwurf zu unserem ersten Versuch wählten wir die Panne an einer Schule, deren Schülerzahl im Laufe eines Jahrzehnts sich vervierfacht hatte, während welcher Zeit es die Behörde versäumte, zur einzigen zwei weitere Turnhallen aufzubauen, so dass der Turnunterricht nur ganz unzulänglich erteilt werden

konnte. Pannenquantität und Pannenqualität standen hier nach Ausmass und Charakter abgewogen genug nebeneinander, um zwei Anfänger bei der Erstellung ihres ersten Modells nicht zu überfordern. Um dem Fluktuierenden, dem ewig Wechselnden des anthropologischen Faktors Genüge zu tun, hatten wir uns entschlossen, ihn als eine Art von Mobile im Raume aufgehängt frei schweben und mit den andern Faktoren, seine Stellung ständig verändernd, kontrapunktieren zu lassen. In diesem ersten Fall war er nach keiner Seite in Bewegung zu bringen, denn Schulleitung und Lehrerschaft hatten zu keiner Zeit wirkungsvoll Stellung gegen die Behörden genommen und es vorgezogen, mit diesen in gutem Einvernehmen zu bleiben. Ähnlich unergiebig war die Darstellung des unnötig um ein Jahr hinausgezögerten Ankaufs von Bauland für ein Schulhaus, wodurch die Staatskasse Millionen verlustig ging. Hier geriet schon die Pannenquantität daneben, weil zuerst durch Verschweigen, dann durch geschicktes Hinausreden zu wenige vom wirklichen Geschehen erfuhren, als dass sich die notwendige Tiefe der Gegendimension zur recht brauchbaren Pannenqualität ergeben hätte.

Es brauchte den dritten Versuch, um zum Erfolg zu kommen.

Wir wählten als Vorwurf das Missgeschick von zwei Kantonsschullehrern, die von einer durch das Zeitgeschehen vorübergehend verunsicherten Behörde voreilig und fälschlicherweise des unser Staatsgefüge bedrohenden subversiven Treibens bezichtigt worden waren. Das für die Betroffenen existentiell nicht Ungefährliche der Anklage brachte nun zum ersten Male eine Pannenqualität, welche durch die Plastik ihrer Aussage höhere Ansprüche zu befriedigen vermochte. Die Massenmedien vergrösserten durch ihre eifrige Teilnahme am Geschehen aufs glücklichste die Pannenquantität, und die leidenschaftlich geteilte Meinung der Öffentlichkeit brachte den anthropologischen Faktor derart schillernd in Vibration, dass wir nach der Vollendung des Modells in Entzücken gerieten und in der Freude des Gelingens das ethisch Suspekte, welches dieser Panne in besonderem Masse eigen war, ganz vergassen.

Die vierte Arbeit war geringeren Umfanges. Es ging um einen Musiklehrer, einen lauten Menschen, der aber rücksichtsvoll genug war, den Flügel in seinem Lehrzimmer während zwei Jahren nur mit dem Dämpfungspedal zu spielen, weil er den Geographielehrer im Untergeschoss nicht vollends in den Wahnsinn treiben wollte. Sein Sich-Aufbäumen dagegen, dass man es unterliess, den Fussboden wirksam zu isolieren, das sich bis zur Drohung steigerte, die Verantwortlichen öffentlich anzuprangern, versprach einen anthropologischen Faktor von allerhöchster Qualität. Nach einem Besuch im Alters- und Pflegeheim Gnadenthal und einer Einsichtnahme in das Staatsdefizit zerrann die Auflehnung des Künstlers aber zu milder Ergebenheit und führte zuletzt zu einer derart vollkommenen Versöhnung mit dem Unabänderlichen, dass ein Pannenmodell entstand, dessen Spannungslosigkeit und Unverbindlichkeit der Aussage uns das Kleinmeisterliche unserer Bemühungen erkennen liessen und gebieterisch nach einer Standortbestimmung verlangten.

Fort von der provinziellen Panne, hiess von da an unsere Losung, und eine angefangene Arbeit, welche die verunglückte Einführung des Wahlfachsystems an einer Schule zum Vorwurf hatte, eine Panne, bei welcher die Erreger und die Betroffenen die Gleichen waren, eine intransitorische Panne also, eine Auto-Panne, beliessen wir im Zustande des Torsos und schenkten diesen der Kantonsschule Aarau.

Unser Austritt aus der Idylle der heimatlichen Panne, unser Verzicht auf lebenslange Geborgenheit in einer Welt des alles ordnenden Kompromisses waren zwar ein Wagnis, doch zeigte es sich rasch, wie richtig wir für unsere Kunst gehandelt hatten. Wir wurden jetzt endlich gefordert. Schon die erste Kontaktnahme mit Pannen von Format legte in uns Kräfte frei, an deren Vorhandensein wir nicht geglaubt hatten. Fast ohne Übergang gerieten wir in eine Zeit höchster schöpferischer Anspannung, deren Ergebnis beglückendes Gelingen war.

Schon die Flucht Casanovas aus den Bleikammern Venedigs und die Ermordung Rasputins sprengten den gewohnten Rah-

men. Die Modelle wurden nicht nur in ihrer Aussage unvergleichlich gewichtiger, sondern auch dem Umfange nach grösser. Zur Wiedergabe des Kinderkreuzzuges benötigten wir den Estrich meines Hauses, für die Berliner Studentenunruhen besetzten wir die Aula unseres Schulhauses, und die Agonie der Weimarer Republik vollendeten wir im Freien.

Der äussere Erfolg kam schnell und überraschend. Das Guggenheim-Museum in New York erwarb den Prager Fenstersturz, Dieter Bührle sicherte sich den Verrat von Novara, Aristoteles Onassis bestellte für seine Frau die Verurteilung des Sokrates und die Kulturstiftung «Pro Argovia» den Aargauer Tag an der Expo in Lausanne.

Gesellschaftlich in den Mittelpunkt gerieten wir jeweils an der alljährlich in Buenos Aires stattfindenden Jahresversammlung der I. G. E. G. P., der Internationalen Gesellschaft zur Erforschung und Gestaltung der Panne, welche nacheinander von André Malraux, Jekaterina Furzewa und Walther Bringolf präsidiert wurde.

Wir stiegen in kurzer Zeit auf zu den Etablierten, unser Ruf wurde verpflichtend, die Stellung, die wir einnahmen, immer angesehener, und es konnte nicht ausbleiben, dass wir die Unbefangenheit verloren und sie ersetzten durch das Gewollte und Manierierte. An die Stelle einfacher und klarer Aussage trat ein Hang zum Monumentalen und Monströsen, es begann der Abstieg, der Verfall.

Wir nahmen uns nichts Geringeres vor, als ein Modell der sich gegenwärtig abzeichnenden Weltpanne zu schaffen, einer Panne mit der Grösse einer Pannenquantität, deren Darstellung des Aarauer Schachens bedurfte.

Um mit der Pannenqualität zu Rande zu kommen, nahmen wir Verbindung auf mit den besten Köpfen der Welt. Wir interviewten Biologen und Oekologen, wir korrespondierten mit Oekonomen und Chemikern, wir lasen Bücher von Philosophen und Psychologen und besuchten Kongresse, an denen die Klügsten von ihnen beieinander waren.

Manche von ihnen waren ohne Hoffnung und prophezeiten die Katastrophe, das Ende des Lebens auf der Erde. Die Frohmütigen unter ihnen wollten nichts von einer Panne hören und hielten den Fortschritt für unaufhaltsam. Die Vorsichtigen urteilten differenzierter und verweigerten die Prognose.

Die Unmöglichkeit, von ihnen Genaues zu erfahren, verhinderte nicht nur die klare Darstellung der Pannenqualität, sondern begann uns schleichend zu verunsichern. Harmlosen Unpässlichkeiten folgten bald ernst zu nehmende psychosomatische Störungen, die uns während Wochen von der Arbeit fernhielten. Eintreffende Ehrungen für in der Vergangenheit Geleistetes vermochten uns nicht aufzuheitern, wir vermieden es, uns in der Öffentlichkeit zu zeigen, und gerieten in einen Zustand schöpferischer Impotenz und Apathie, aus der wir uns nur aufrafften, um die Maturitätskommission zu verfluchen, die uns letztlich mit ihrer Panne in die missliche Lage hineingetrieben hatte.

Das Ende kam nach einer kurzen Phase relativer Erholung, als wir uns im Übermut scheinbarer Genesung dem anthropologischen Faktor zuwandten. Das Chaotische der nach Veranlagung und Geschichte voneinander geschiedenen Bewusstseinsformen der Völker, die Getrenntheit der Rassen, die Unduldsamkeit der Religionen, die Unterschiedlichkeit der Sitten und Gebräuche der Menschen, deren einzig Gemeinsames uns manchmal allein ihr Wille, um jeden Preis zu leben, schien, offenbarten die Unmöglichkeit jeder Darstellung und jedes Begreifens und brachten den Zusammenbruch.

Als ich Monate später meinen Freund aus dem Kurhaus in den Flumserbergen zurückholte, fanden wir uns verändert. Unser Interesse an der Panne war fast ganz erloschen. Zum einzigen Rückfall kam es, als der Freund in einem Anflug von Unmut über das Vergangene behauptete, der Mensch selber sei eine Panne, ein Ausspruch von lebensverneinendem Zynismus, den ihm aber schon deshalb niemand recht abnahm, weil er sich noch in der gleichen Woche verheiratete.

Manche fanden uns gereifter und weiser geworden, andere sahen uns resigniert und beklagten die verlorene Vitalität. In Wahrheit hatten wir einfach gelernt zu leben, ohne die Unzulänglichkeit des Menschen durch Erkennen und Gestalten bewältigen zu wollen, wir hatten gelernt, dass der Mensch in seiner Befangenheit sich durch sich selber nicht begreifen kann und dass kein Begriff und kein Gedanke unbefangen genug ist, um unser Gewissheitsverlangen zu stillen, dessen Dränglichkeit allein gemildert werden kann durch das Einverständnis, die Solidarität und die Liebe derer zueinander, denen die ewige Wiederkehr der Panne gewiss ist und die gewillt sind, ihr mit Vernunft und Toleranz zu begegnen.

Fritz Guggisberg